

X X 244  
19.

2  
K. E. HOFFMANN

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

# Unsere Wirtschaft

Organ der Kooperativen Kommission des Geb.-Kom. der RKP (B.) der USRR der Wolgadeutschen

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen, sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 2.

Potrowik, 17. Januar 1926.

Jahrgang 5.



Rosa Luxemburg.

**Anzeigen:**

Die Petit-Zeile oder deren Raum . . . 25 Kop. in Gold.  
Fürs Ausland . . . . . 15 Cents.

**Bezugspreis:**

Für einen Monat mit Uebersendung . . . . . 40 Kop.  
Viert jährlich . . . . . 1 Rubl. 15 Kop.  
Fürs Ausland für 6 Monate . . . . . 3 Dollar.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Von den Volksbevollmächtigten zu Hindenburg . . . . .	17
Politische Rundschau . . . . .	18
<b>Wirtschaft und Wissen:</b>	
Die Arbeiten des 14. Parteitags Von J. Schmidt . . . . .	19
Müllers geschichtliche Aufzeichnungen. Herausgegeben von J. G. (Fortsetzung) . . . . .	20
Die Leimerzeugung in der Pokrowsker Knochenfabrik 1925. Von A. Reilmann Chemiker. . . . .	21
<b>Kooperation und Landwirtschaft:</b>	
Zur Umgestaltung der Landwirtschaft in unserem Gebiet. Von G. Holz, Agronom. (Schluß) . . . . .	22
Die Erdbirne. Von Dr. B. Hof, Agronom . . . . .	24
Die Salpeterkäden, ihre Entstehung und Verbesserung. Von J. Koll, Agronom. . . . .	25
<b>Aus Stadt und Dorf:</b>	
Korrespondenzen. . . . .	27
<b>Kultur und Natur:</b>	
Die Helden unserer Zeit. Von Jakob Stern. . . . .	29
Der „Steintippel“. Von E. Ewald. (Fortsetzung) . . . . .	29
Vor zwanzig Jahren. Von Ad. G. . . . .	31

---

# Unsere Wirtschaft

Illustrierte Wochenschrift

zur Aufklärung der Landbevölkerung in Land- und Wirtschaftsfragen,  
sowie in Wissenschaft, Kultur und Technik.

Nummer 2.

Potrowitz, 17. Januar 1926.

Jahrgang 5.

## Von den Volksbevollmächtigten zu Hindenburg.

Am 15. Januar waren es 7 Jahre, daß Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg von den dienstfertigen Häschern der deutschen Kapitalisten ermordet wurden. Seit dieser Zeit hat Deutschland einen bestimmten Entwicklungskreis durchgemacht. Der hinterlistige Meuchelmord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg war nur infolge des ersten großen Verrats der Sozialdemokratie möglich. Vorher wurden nur zögernde Versuche dazu gemacht, wobei man sich nicht sicher war, ob sich das revolutionäre Volk das auch gefallen lassen werde. Nach dem groben Verrat, infolge dessen die Spartakisten niedergeschlagen und die Führer des revolutionären Proletariats physisch vernichtet wurden, führte die deutsche Sozialdemokratie mit grober, schamloser Offenheit den Verrat in das System ihrer Arbeit ein. Eine ganze Reihe solcher „Hel-entaten“ zieren seitdem die Geschichte der Sozialdemokratie. Die größten und größten sind die Auszahlung von 700 Mill. Goldmark an die Ruhrkapitalisten, der Dawespakt und der Locarnovertrag. Und nun haben die Sozialdemokraten die Möglichkeit, sich zu brüsten, daß sie Deutschland vor dem Bolschewismus gerettet haben.

Unter dem Bolschewismus verstehen die Sozialdemokraten auch jetzt noch alle Schrecken der ersten Jahre des Bürgerkriegs, des Hungers usw. Jedes Kind weiß aber, daß die Schrecknisse nicht Folgen des Bolschewismus sind, sondern dessen, daß die Bourgeoisie den Karren so tief in den Sumpf gefahren hatte, daß sie ihn nicht mehr weiter bringen konnte und daß sie dem Proletariat mit Hilfe des internationalen Kapitals alle mögliche Hindernisse in den Weg legte.

Aber hat denn die deutsche Sozialdemokratie die deutsche Arbeiterklasse wirklich vor diesen Schrecken bewahrt? Keineswegs. Sie hat nur den Leidensweg der Arbeiterklasse auf unbestimmte Zeit verlängert.

Ihre Theorie ist, die sozialistische Gesellschaftsordnung friedlich, durch Zusammenarbeit mit der

Bourgeoisie, einzuführen. Können sie das? Die Geschichte beweist, daß sie das nicht können. Der Klassenkampf wird gegen ihren Willen geführt. Der ganze Unterschied ist, daß sie, statt dem Proletariat zu helfen, in allen Fragen auf der Seite der Bourgeoisie stehen. Und dieser Kampf gegen das Proletariat verschlechtert die Lage der Massen bis ins Ungeheure.

Es fragt sich hier, ob die Lage der Arbeiterklasse in Deutschland nunmehr weniger schrecklich ist als die Lage bei uns in den ersten Jahren der Revolution. Schon im Herbst 1923 war die Lage der deutschen Arbeiterschaft ganz unhaltbar geworden. Die Arbeiter waren so weit gekommen, daß sie bei Trillionengehältern Kartoffeln auf den Aekern der Gutsbesitzer stehlen mußten, um nicht Hungers zu sterben. Statt nun die faule Herrschaft der Bourgeoisie zu stürzen, gingen die Sozialdemokraten darauf ein, der Bourgeoisie auf Rechnung des Proletariats neue Kapitalien zuzuschützen. Der Dawespakt wurde angenommen. Die deutschen Kapitalisten erklärten den Bankrott. Um aber auch weiterhin die Profite von der Arbeit der hochqualifizierten Arbeiter einzustecken, teilten sie die Herrschaft mit den ausländischen Kapitalisten, die ihnen Kapital vorstreckten. Infolgedessen hatten die Sozialdemokraten noch zwei Jahre die Möglichkeit, die Arbeiter mit der Hoffnung auf baldiges Wohlergehen zu täuschen. Aber jetzt, da die Zeit der Zahlungen nach dem Dawespakt erst beginnt, ist die Lage schon wieder ungeheuer drohend. Jetzt im Anfang des Winters gibt es bereits 3 Millionen Erwerbslose, eine Zahl, die auch das Kaiserdeutschland niemals aufwies. Was erst noch später kommen wird, ist gar nicht zu übersehen. Trotz dieser Not und diesem Elend, trotz diesen Hungerschrecken wagen es die Sozialdemokraten zu behaupten, sie hätten Deutschland vor den Schrecken des Bolschewismus gerettet. Die „Schrecken“ des Bolschewismus, solche Schrecken und Qualen, die die Hoffnung auf eine lichtere

Zukunft in sich bergen, stehen der deutschen Arbeiterklasse noch bevor. Vorläufig aber überlebt sie übermenschliche Schrecknisse und Qualen, die noch keine Hoffnung auf eine baldige Aenderung der verzweifeltsten Lage zulassen. Also bleibt auch für

die deutsche Arbeiterklasse nur das eine: den Sprung „aus dem Reich des Zwangs in das Reich der Freiheit“ zu wagen. Das sind die Lehren des siebenjährigen Verrats und der siebenjährigen Revolutionsqualen der deutschen Arbeiterklasse.

## Politische Rundschau.

Der Streit um Mossul zwischen England und der Türkei wird immer hartnäckiger. Die Völkerliga hat zwar den Naphtharayon England zugesprochen, aber dieses weiß ganz gut, daß das juridische Recht noch nicht das tatsächliche Besitzen bedeutet. England weiß ganz gut, daß die Bevölkerung des Naphtharayons lieber zur Türkei gehört als zu England und daß sie sich dessen Gelüsten widersetzen wird. Und um das im voraus zu vereiteln, hat England schon seine Maßnahmen getroffen. Bulgarien, das im Kriege ein Bundesgenosse der Türkei war und sich nun zu England bekehrt hat, wurde erlaubt, eine ständige Armee zu halten. Gleichzeitig wurde in Bulgarien ein Regierungswechsel vorgenommen. Die frühere Regierung Zankows, die 2½ Jahre lang nur die Bevölkerung marterte, Tausende öffentlich hinrichtete und Abertausende in den Gefängnissen schmachten ließ, hätte natürlich im Falle eines Krieges mit der Türkei das bulgarische Volk nicht zu Siegen führen können. Um aber der Revolution keinen Vorschub zu leisten, bildete man die neue Regierung aus derselben Faschistenpartei. Auch Griechenland wurde zu dem Kampf um Mossul für England vorbereitet. Es wurde nämlich eine Militärdiktatur ausgerufen, die im Falle der Notwendigkeit den Kampf gegen die Türkei wieder aufnehmen kann.

Die französischen Kommunisten führten, wie unseren Lesern bekannt ist, einen hartnäckigen Kampf für die Befreiung der Riften vom Joch Frankreichs, für die Beendigung des Krieges, für die Verbrüderung der französischen Soldaten mit ihnen. Vor kurzem hat nun das Gericht der französischen Bourgeoisie diese Fiedenstätigkeit mit einigen Jahrzehnten Gefängnishaft beantwortet. Die Gen. Cachain, Doriot, Monmousseaut und andere Führer wurden zu je einem Jahre Gefängnishaft verurteilt. Es ist wirklich ein Hohn der Geschichte, daß Briand für seine Friedensworte in Locarno und für den tatsächlichen Krieg in Afrika, für den verabscheuungswürdigsten Krieg, den Sklavenkrieg, die Friedensprämie bekommt und die wirklichen

Friedenskämpfer zu Gefängnishaft verurteilt werden.

In China wird die Lage immer verwickelter. Nach Tschangtsolings Siege, der durch die Hilfe Japans erreicht wurde, suchen sich nun die Anhänger Tschangtsolings und Wupeifus unter Mithilfe der ausländischen Imperialisten gegen die Volksarmeen zu vereinigen. Daher fand es Fengyisiang ratsam, von der Führung der Volksarmeen zurückzutreten. Fengyisiang glaubt, daß sein Rücktritt dazu beitragen kann, die Leidenschaften zu dämpfen. Die Person Fengs ist in den letzten Monaten so sehr in den Mittelpunkt der antiimperialistischen Kämpfe gerückt, daß er annimmt, die Imperialisten werden den Kampf fortsetzen, um ihn zu stürzen. Er gedenkt, bald nach seinem Rücktritt nach Moskau und Berlin zu reisen, um sich mit den Erregenschaften der Roten Armee und der Kriegstechnik überhaupt bekannt zu machen. Seine Generale bestehen bei der Regierung darauf, daß man ihm einen langfristigen Urlaub gewähre, während dessen sie insgesamt seine Aufgaben auf sich nehmen wollen. Auch die Regierung sucht, ihn zum Bleiben zu bewegen. Die Regierungskrise ist zwar beigelegt, aber die neue Regierung zögert mit der Uebernahme der Geschäfte. Es hat sich eine neue Regierung gebildet, in der die revolutionäre Volkspartei Sun-Yat-Sens, die Kuomingdang, die Mehrheit hat. Auf der Seite Fengs und der Kuomingdang stehen in der neuen Regierung außer dem Ministerpräsidenten die Minister des Auswärtigen, des Innern, des Heereswesens, des Volksbildungswesens, der Finanzen u. a. Aber die Regierung ist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt, so daß ihre Unentschiedenheit leicht erklärlich ist. Es sind Vertreter der Gruppierungen des Präsidenten der Republik, der bis daher Tschangtsoling unterstützte hatte, und Wupeifus, der gegenwärtig Verhandlungen mit Tschang führen soll, um gemeinsam gegen die Volksarmeen vorzugehen. Deshalb bleibt die allgemeine Lage in China immer noch unbestimmt. Wichtige Entscheidungen muß der Kongreß der Kuomingdang, der gegenwärtig in Kanton vor sich geht, bringen.

## Wirtschaft und Wissen.

### Die Arbeiten des 14. Parteitag.

Von J. Schmidt.

Vor dem 14. Parteitag verzweifelten einige unserer führenden Genossen an der Möglichkeit, den Sozialismus in unserem technisch-rückständigen Lande endgültig auszubauen. Wenn diese Zweifel wirklich berechtigt wären und sich auch auf breite Schichten der Arbeiter ausdehnen würden, so wäre das ein Unglück ohnegleichen für unser ganzes Land. Dann hätte die Arbeiterklasse und die Bauernschaft das volle Recht zu sagen:

Ihr wußtet 1917 selbst nicht, wohin, und unternahmt es, uns zu führen! Acht Jahre lang habt ihr uns in einem Labyrinth von Irrwegen umhergeführt, und erst jetzt gesteht ihr offen, daß ihr den Weg verloren habt! Acht Jahre habt ihr im Namen des Sozialismus ungeheure Opfer an Arbeit und Blut an den verschiedensten Fronten von uns verlangt, und jetzt stellt es sich heraus, daß alles umsonst war!

Ich wiederhole, das wäre das größte Unglück, das unseren proletarischen Staat betreffen könnte. Zum Glück ist dem aber nicht so. Unsere Partei als Ganzes hat den richtigen Weg nicht verloren, und die breiten Massen der Arbeiter vertrauen ihr vollkommen. Und auch die Genossen, die die Möglichkeit der Erreichung des Sozialismus bezweifelten, nehmen ihre Zweifel nicht ernst; denn sonst müßten sie sich vollständig vom Leninismus lossagen, was sie keineswegs tun wollen. Also steht für die ganze Partei die Aufgabe, die Genossen, die sich verirrt haben, und hauptsächlich deren Anhänger zu überzeugen, daß die Partei auf dem richtigen Weg dahingeht und den Sozialismus erreichen wird.

Der 14. Parteitag machte, unbekümmert um die Zweifel der Opposition, einen großen Schritt auf dem Wege zum Sozialismus vorwärts.

In der Resolution des Kongresses zum Bericht des Zentralkomitees heißt es: „Auf dem Gebiet des ökonomischen Aufbaus geht der Kongreß davon aus, daß unser Land der Diktatur des Proletariats „alles Nötige zum Aufbau der vollen sozialistischen Gesellschaft“ (Lenin) besitzt. Der Kongreß anerkennt den Kampf um den sozialistischen Aufbau in dem GSSR als wichtigste Aufgabe unserer Partei.“

Die wichtigste Person des Kongresses war der auf dem Kongreß abwesende Mittelbauer. Gen. Sinowjew vergaß in allen seinen Schriften vor dem Kongreß den Mittelbauer, oder im besten Falle wollte er ihn während der ganzen Periode des Kampfes zwischen dem Proletariat und den armen Bauern einerseits und der neuen Bourgeoisie in Stadt und Dorf andererseits neutralisieren. Schon abgesehen davon, daß das ganz unmöglich ist, ist diese Lösung falsch. Schon seit 1919 führt die Partei auf Anregung Lenins die Politik des festen und engsten Bündnisses mit dem Mittelbauer. Unsere wirtschaftliche Lage gewährt es uns aber jetzt erst, dieses Bündnis so zu unterstützen, wie es seine Wichtigkeit verlangt. Erst jetzt beginnt die Partei greifbare Ergebnisse dieser Politik zu erringen. Ueber den Mittelbauer sagt der Kongreß folgendes: „Wenn die Armen, und in erster Linie die Knechte (Batrafen) die Stütze des Proletariats im Dorfe sind, so müssen die Mittelbauern seine festen Verbündeten sein . . . Ohne diese Masse als festen Verbündeten des Proletariats oder indem sie nur neutralisiert wird, ist es jetzt nach der Festigung der Diktatur des Proletariats unmöglich, den Sozialismus zu bauen.“

Der 14. Parteitag kann den Ziffern über die wirtschaftliche Stärke der Kulaken keine Bedeutung beimessen; denn „man darf keine Minute vergessen, daß im Resultat der Vernichtung des Großgrundbesitzes und des Uebergangs der gutsbesitzlichen Ländereien in die Hände der Bauern, im Resultat der Politik der Armenkomitees und der Vernichtung der Kulaken im Dorfe und endlich infolge der Ausschaltung des Landes aus dem Warenverkehr (Nationalisierung des Landes) die Schichten der Mittelbauern im Dorf sich außerordentlich gestärkt haben und daß sie ungeachtet des Prozesses der Differenzierung (Schichtung) die Hauptmasse des Bauerntums bilden“. Die Ziffern, auf die sich Gen. Ramenew bei seiner Beweisführung stützte und nach denen 14 Proz. der wohlhabenden Bevölkerung über 61 Proz. der Warenüberschüsse verfügen, wurden von einer speziellen Kommission der Zentral-

kontrollkommission nachgeprüft und widerlegt. Diese Kommission stellte fest, daß die Bevölkerungsschicht, die zu den Kulaken gezählt werden kann, nur über 29—30 Proz. der Warenüberschüsse verfügt, daß wir uns in der Frage des Getreideankaufs verrechnet haben usw.

Aber die Resolution des Kongresses warnt auch vor der Vorstellung, als ob die Entwicklung der neuen ökonomischen Politik, die Entwicklung des Privatkapitals keinerlei Gefahren für unsere sozialistische Entwicklung berge. In dieser Beziehung stellt der Kongreß fest, daß die Schwierigkeiten und die Widersprüche unseres Wachstums durch „das absolute Wachstum des Privatkapitals

bei einer verhältnismäßigen Verringerung seiner Bedeutung, besonders das private Handelskapital, das seine Operationen auf die Bedienung des Dorfes einstellt,“ bedingt werden. Es bedarf noch eines hartnäckigen Kampfes bis zum endgültigen Sieg der sozialistischen Elemente im Dorf. Immerhin muß die Partei im gegebenen Augenblick härter gegen den Fehler ankämpfen, der den Mittelbauer und seine Bedeutung als Verbündeten des armen Bauers und des Proletariats nicht anerkennen will, da die Partei in der Zusammenarbeit mit dem Mittelbauer noch weniger Erfahrungen als im Kampf mit den Kulaken gesammelt hat.

(Schluß folgt)

## Rübels geschichtliche Aufzeichnungen.

Herausgegeben von J. E.

(Fortsetzung.)

Im folgenden Frühjahr kamen sie wieder auf das Wasser, die Wolga, und schwammen bis nach Saratow und Kosakenstadt. Endlich im zweiten Jahrgang ihrer Reise kamen sie am 20. Juni 1767 auf zwei nebeneinander liegenden (Kolonien): Kustarewa und Krasnorynowka an, wo Kustarewa mit 90 und Krasnorynowka mit 92 Familien angelegt worden sind.\*) Aber wie erging es denen neuen Ansiedlern der beiden Kolonien?

Ach, wohl nicht so gut wie ihren Nachkommen. Die Krone hatte ihnen zwar das Tagesgeld 3 Groschen fortgegeben, auch Land in Menge, hatte ihnen Häuser, Ambare und Ställe gebaut, mit Lebensmitteln, Ausaat und Brod, ebenso an Geld, Vieh d. h. Pferden und Kühen und Hausgerätschaft aller Art Vorschuß gegeben bis zum Jahre 1775. Jedoch war das alles bald verbraucht, weil die wenigsten etwas von Bauerei verstanden. Sie konnten daran auch keine Freude haben, weil daheim (d. h. in Deutschland) die meisten unter ihnen Schuster, Weber, Schlosser, Fassbinder, Schneider, Soldaten, Hirten und dgl. waren, die sich auf solche arme Weise ihr nötiges Brod armselig beschaffen mußten und nun hier sich fürchteten, ein Pferd zum Ackerbau anzupacken. Bei alledem ging es in den genannten 8 Vorschußjahren (1767—1775) lustiger zu als jetzt, denn von Abgaben und Steuern wußte

man nichts, und so wurde zu den Rindbetten, Hochzeiten und dgl. feierlich zubereitet, wenn auch der Hunger vor der Tür war.

Im Jahre 1776 machte die Kaiserin in dem Vorschuß den ersten Einhalt.\*) Da fing das Gejammer an, daß die Kaiserin sie verlassen täte. Auch war ihnen die Landessprache unbekannt, so daß sie in vielem betrogen und bestohlen worden sind. Da sie so ungeschickt waren, daß sie nicht einmal verstanden, ein Pferd einzuspannen, so mußten sie anfänglich den Russen jedesmal 5 Kopeken geben. Und so in allem Fach. Alles mußten sie teuer bezahlen. Sie haben sich in den ersten Jahren der Ansiedlung in ihrer Saumseligkeit bei aller Arbeit elendiglich durchgeschlagen, weil ihre Herzen jederzeit brannten, wieder nach ihrem Vaterlande zu flüchten und nur keine Gelegenheit dazu finden konnten. Viele haben sich Pässe von der damaligen Tutelkanzlei geben lassen und haben dann die Flucht genommen. Weil nun der mehrste Teil von beiden Kolonien Kustarewa und Krasnorynowka keinen festen Sitz sich vorgenommen hatte und jederzeit

Nach den russischen Einwanderungslisten vom Herbst 1767 wurden beide Kolonien am 12. Mai 1767 angelegt, Kustarewa mit 78 Fam. (249 Seelen), Krasnorynowka mit 71 Fam. (223 Seelen). Uebigens stimmen diese russischen Listen fast nie ganz mit den erst später angefertigten deutschen Listen überein, die Rübels wahrscheinlich vorlagen.

\*) Gemäß Allerhöchster Ukase vom 18. April 1775 sollte mit dem Jahr 1776 jegliche Unterstützung von seiten der Krone an die Kolonisten aufhören. Jeder sollte bestrebt sein, er weder mit dem Ackerbau sich seinen Unterhalt zu verdienen, oder, wer Professionist und zum Ackerbau untauglich, sollte im Kontor der Tutelkanzlei in Saratow (nicht aber in der Tutelkanzlei in Petersburg) einen Paß nehmen und sich sein Brot und seine auf ihm lastenden Kronschulden in den Städten im Innern des Reichs mit seiner Profession verdienen (Ukase vom 9. Februar 1776). Denn bis dahin war den Kolonisten nach der Landinstruktion von 1769 Art. V § 25 jegliche Freizügigkeit in die russischen Städte und ins Innere des Landes strengstens verwehrt, und jeder mußte, ob fähig oder nicht, bei dem Ackerbau in den Kolonien bleiben.

zum Flüchten bereit war, so fanden sie die Gelegenheit dazu 1774, im Frühjahr. Als Pugatschew durchzog, sind viele mitgegangen und haben angefangen zu rauben und zu stehlen. Bis nach Zarizyn sind sie mit der Kompagnie mitgemacht, wo Pugatschew von Michelson gefangen worden ist, die Kolonisten beider Kolonien aber wieder zurück nach ihren Kolonien transportiert worden sind, wo es ihnen dann wieder in der Arbeit jämmerlich ergangen. Doch aber haben sie es sich bei allem diesen an Branntwein, den sie selbst brennen durften, nicht fehlen lassen. Wenn die Obrigkeit das Brennen des Branntweins nicht zuletzt eingestellt hätte, so wäre die Redlichkeit der Deutschen in beiden Kolonien erloschen.\*)

Es gab sich doch alles nun in Ruhe, weil sie merkten, daß alles nichts half; jeder suchte wieder sein Brod zu gewinnen.

Im folgenden Herbst desselben Jahres kam das räuberische Volk der Kirgisen und verursachte eine Furcht und Teurung, daß es ein Jammer war. Denn sie raubten und stahlen Menschen und Vieh mit aller Gewalt, was nur vorkam. Es wurden Eltern von Kindern, Kinder von Eltern, Mann von Weib getrennt, und (die Kirgisen) nahmen die Gefangenen, groß und klein, männlich und weiblich, geschlossen als Leibeigene mit bis nach dem inneren Bucharenland, wo sie alsdann von den Kirgisen an die Bucharen auf den Märkten, nackend und bloß, wie sie Gott erschaffen hat, für Pferde, Schafe und dergl. verhandelt worden sind. Diejenigen Menschen,

wo nun das Unglück traf und sind dahin gekommen, mußten sich mit Kummer und Elend ernähren. Denn ihre Nahrung war etwas Milch und Wicken, rohes Fleisch. Selbst die Jungen, welche Pferde und Schafe hüten mußten, haben sich, um den Hunger zu stillen, mit der Pferde- und Schafmilch ernährt, welche sie selbst ausfogen. Bei all dieser Qual haben sie sich stark mit Raub und Stehlen beschäftigt und heimlicherweise Geld gemacht, welches sie an vertraute Bauern verliehen, daß es ihnen aufbewahrt werde. Dieser elende Stand währte 22 Jahre lang, nämlich bis zum Jahre 1796. Da wurde die Kaiserin den Raub der Kolonisten durch unsere damalige Tutel-Kanzlei gewahrt, die einen Gesandten nach dem Bucharenland schickte. Da nun der Gesandte nach der Stadt Orenburg kam, wurde ihm mitgeteilt, daß alle Kolonisten bereits zurückgelassen worden seien. So findet derselbe es für ratsam, das von der Krone zum Auskauf der Menschen erhaltene Geld zurückzuschicken; um sich aber genauer zu überzeugen, ob dem wirklich so sei, so fuhr er durch das Land und fand noch viele Menschen der Kolonisten.\*) Viele jammerten nach ihrer Heimat, andere wünschten zu bleiben. So wurde denn durch den Gesandten kund gemacht, wer vermögend wäre, solle sich selber freikaufen und denselben wolle er mitnehmen. Da haben sich aus unseren beiden Kolonien 2 männliche und 4 weibliche Personen ausgekauft. Die übrigen, welche das nicht konnten oder es nicht wollten, mußten alle da bleiben bis an ihr Ende.

(Schluß folgt.)

## Die Leimerzeugung in der Pokrowsker Knochenfabrik 1925.

Von A. Keilmann, Chemiker.

Im Anfang des Operationsjahres 1924—1925 war die Pokrowsker Knochenfabrik sowohl hinsichtlich der Versorgung mit Rohmaterial, als auch hin-

sichtlich der Beendigung der Reparatur in einer sehr schwierigen Lage.

Am 1. Oktober 1924 hatte die Fabrik überhaupt nur 58 280 Pud Knochen und 7590 Pud Naphtha auf Lager. Somit hatte die Fabrik Vorräte an diesem und an jenem nur auf einen Monat. Gleichzeitig hatte die Fabrik wegen Mangels an

\*) Laut Befehl der Tutelkanzlei vom Jahre 1777 sollten unberechtigte Branntweimbrenner unter die Soldaten abgegeben werden; die zum Kriegsdienste Untauglichen aber mit ihren Weibern nach Orenburg verschickt werden. In jedem Dorfe aber, wo heimlicher Branntweinhandel entdeckt wird, solle von jeder darin befindlichen Seele für das erste Mal 25 Kop., das zweite Mal 50 Kop., das dritte Mal 1 Rbl. Strafe eingetrieben werden, auf daß einer auf den andern gehörende und fleißige Aufsicht haben möge: denn es sei unmöglich, daß in einem Dorfe von dem Branntweinverkauf niemand Wissen schaft haben sollte. Der Verkäufer aber solle außer der Leibesstrafe fürs erste — 5 Rbl., fürs zweite — 10 Rbl., fürs dritte Mal — 20 Rbl. erlegen. — Nun stillten die Kolonisten ihren Branntweinbedarf im nächsten Russendorf. Jedoch in den Zeiten des Defonomie-Direktors (1782—1797) eröffnete die Krone selber Schenkhäuser in den größeren Kolonien.

\*) Das hier über den Gesandten Berichtete entspricht wohl nicht den wahren Tatsachen (Vergl. übrigens hierzu Труды С.-Арх. Ком., вып. 31. г. 1914, § 53.) Auch hat die Kaiserin nicht erst viele Jahre später von den Kirgisen überfallen vernommen; denn 1777 und 1784 wurden von der Regierung zu je 2000 Rbl. zum Kostaus der in die kirgische Sklaverei geratenen Kolonisten bestimmt, und u. a. der bekannte russische Dichter Derzhawin zu diesem Zweck in die Orenburgischen Steppen geschickt. Noch 1800 lehrten manche Kolonisten aus der kirgischen Gefangenschaft zurück.

Mitteln nicht die Möglichkeit, die Reparatur zu beenden und sich in genügendem Maße mit Wasser und Dampf zu versorgen.

Die Produktionsaufgabe war gegen die des Jahres 1923—1924 um 67 Proz. vergrößert worden, d. h. es sollten 500.000 Pud Knochen gegen 300.000 Pud im Vorjahr verarbeitet und 80.000 Pud Leim, 10.000 Pud Knochenöl und 250.000 Pud Knochenmehl erhalten werden. Deshalb mußten sowohl die Arbeitskräfte der Fabrik selbst, als auch die Verwaltung des Trusts große Anstrengungen machen, um eine planmäßige Versorgung der Fabrik mit allem Notwendigen zu erreichen.

Als Ergebnis dieser angestrebten Tätigkeit arbeitete die Fabrik 9 Monate, d. h. bis zum 1. Juli ohne Unterbrechung.

Vom 1. Juli an mußte die Arbeit wegen der großen Hitze eingestellt werden. In dieser Zeit wurden 470.000 Pud Knochen und 176.100 Pud Naphtha eingeführt. Während der Arbeit wurde auch

der Dampfkessel und die artesische Deffnung ausgebessert, so daß die Fabrik mit Wasser und mit Dampf versehen war.

In den 9 Monaten verarbeitete die Fabrik 477.427 Pud Knochen, wozu sie 180.864 Pud Heizmaterial verbrauchte. Aus den Knochen wurden 80.036 Pud Leim, 7790 Pud Knochenöl und 233.364 Pud Knochenmehl hergestellt.

Somit hat die Fabrik 96 Proz. der Aufgabe der Rohmaterialverarbeitung, 100 Proz. der Leimerzeugung, 78 Proz. der Knochenölerzeugung und 93 Proz. der Knochenmehlerzeugung erledigt, wozu 65 Proz. der veranschlagten Heizmittel verbraucht wurden. Deshalb kann die Arbeit der Fabrik sowohl hinsichtlich der Erfüllung des Erzeugungsplans, als auch hinsichtlich des Sparens der Heizmittel als befriedigend angesehen werden. Im neuen Geschäftsjahr vergrößert sich die Aufgabe noch um 22 Proz., d. h. es sollen 610.000 Pud Knochen verarbeitet werden.

## Kooperation und Landwirtschaft.

### Zur Umgestaltung der Landwirtschaft in unserem Gebiet.

Von G. Volz, Agronom.

(Eckfuß).

Eine vernünftige Agrarpolitik ist die Grundlage alles Gedeihens auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Diese Frage liegt jedoch außer den Grenzen unserer Kompetenz, und deshalb überlassen wir ihre Beurteilung anderen, dazu berufenen Personen.\*)

**Landeinrichtung.** Von welchen Gesichtspunkten wir die Neugestaltung der Landwirtschaft auch betrachten mögen, immer muß die Landeinrichtung geregelt sein. Die Anwendung einer regelrechten Landbearbeitung, Einführung neuer Kulturen und Pflanzenarten, Bodenverbesserung großer oder kleiner Flächen — dies alles tut der Bauer nur dann freiwillig, wenn er überzeugt ist, daß ihm die Früchte all dieser Arbeiten jahrelang von Nutzen sein können, d. h. wenn ihm die Nutznießung des betreffenden Landes auf unbegrenzte Zeit gesichert ist.

\*) Seine Ansicht kann doch jeder aussprechen, und eine Frage wird nur geklärt, wenn sie allseitig beleuchtet wird.

Die Red.

Bei dem Gemeindebesitz, wie er bei uns von jeher üblich war, war dies nicht der Fall. Die Dörfer unserer Republik sind in der Regel sehr groß. Während der Arbeitszeit verliert der Bauer sehr viel Zeit durch das Hin- und Herfahren. Gewöhnlich kommt der Bauer dadurch nur zweimal im Jahr auf seinen Acker: im Frühjahr bei der Saatbestellung und im Sommer bei der Ernte. Diese Umstände verhindern eine regelrechte Gestaltung der Wirtschaft. Die verbesserten Methoden des Ackerbaues werden von selbst eingeführt, wenn der Bauer weiß, daß er bei deren Durchführung und Ausnützung nicht mehr von seinem Nachbar oder von der Gemeinde abhängig ist. Die Landeinrichtung bestimmt also die Möglichkeit und das Tempo aller anderen Maßnahmen zu regelrechter Landwirtschaft. Dies verpflichtet uns, der Landeinrichtung die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Formen der Landeinrichtung werden



durch die natürlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt; die Hauptaufgabe unserer Landeinrichtung besteht in der Annäherung der Bevölkerung zu der zu bearbeitenden Landfläche, und diese Annäherung hängt ihrerseits wieder von der regelmäßigen Wasserversorgung ab. Deshalb treten bei den meisten Entwürfen der Landeinrichtung in erster Linie die Fragen der Wasserversorgung auf. Damit kommen wir aber zum dritten Punkt unserer Voraussetzungen, zu der

Durchführung von meliorativen Maßnahmen. Der Kampf um das Wasser ist der Hauptinhalt der meliorativen Arbeiten unseres Gebietes. Wasserversorgungsarbeiten wie: Errichtung von Teichen und Brunnen für die neu zu gründenden Aussiedlungen, Einrichtung von bewässerten Ländereien für Gemüse- und womöglich auch Getreidebau, ferner von bewässerten Heuschlägen als feste Grundlage für die Viehzucht, alles das sind Aufgaben der Melioration. Ueberhaupt sollte alles Schnee- und Regenwasser aufgehalten und zur Bewässerung benutzt werden. Dadurch könnten die Ernten auf mitunter beträchtlichen Flächen gegen die Trockenheit geschützt werden.

Änderung des Wirtschaftsystems. Bis heute noch wird in unserem Gebiet eine ganz veraltete Bodenbearbeitung betrieben. Wenn trotzdem vor dem Kriege ein gewisser wirtschaftlicher Fortschritt festzustellen war, so entsprang er hauptsächlich dem verhältnismäßig geringen Verbrauch an Arbeit und Kapital zur Bearbeitung der verhältnismäßig umfangreichen Menge von billigen guten Ländereien. Vieh wurde bei diesem Wirtschaftsbetrieb nur für den eigenen Bedarf gehalten. Nur die Schafzucht konnte dank der bedeutenden Flächen an Bauernbrachland stärker betrieben werden. Heute sehen wir, daß wir bei einer solchen Wirtschaftsführung nicht mehr vorwärts kommen können; denn die Jugendkraft des Bodens ist in hohem Maße erschöpft, und der Landanteil auf eine Seele hat sich bedeutend vermindert. Infolgedessen sehen wir uns gezwungen, einen regelrechten, auf den Erfahrungen der landwirtschaftlichen Versuchstationen unserer Gegend begründeten Wirtschaftsbetrieb bei uns einzuführen. Die Getreidearten bleiben auch dann noch unsere hauptsächlichsten Kulturpflanzen. Dabei muß aber den Hackfrüchten und Knollengewächsen, ebenso dem Anbau von Futtergräsern mehr Bedeutung beigelegt werden, um dadurch auch die Viehzucht regelrechter und großzügiger zu gestalten. Die letztgenannten Kulturpflanzen sind auch gute Vorfrüchte für unsere Getreidearten und ge-

ben uns die Möglichkeit, unser Brachland bedeutend zu verringern, es in besserer Kultur zu halten und auf reine Brache überzugehen.

Versorgung der Bevölkerung mit langfristigen Darlehen. Eine regelrechte Bodenbearbeitung bedarf eines stärkeren Verbrauchs an Arbeitskraft und Kapital. Arbeitskraft ließe sich bei uns schon finden, aber desto ärmer steht es mit Kapital. Wenn unserer Landwirtschaft kein Kapital von außen zufließt, so wird sie noch auf Jahrzehnte geschwächt bleiben und nicht imstande sein, sich alle neuen Errungenschaften zunutze zu machen. Um den Prozeß der Umgestaltung unserer Wirtschaft zu beschleunigen, muß die Regierung die Bevölkerung mit langfristigem Kredit versorgen. Der erste Schritt in dieser Beziehung ist schon getan. 240 tausend Rubel sind für unsere Republik zu diesem Zweck schon erhalten und verteilt. Diese 240 tausend Rubel sind aus dem 77-Millionenfonds erhalten, den die Zentralregierung zwecks Umgestaltung der Wirtschaft in den trockenen Gebieten bestimmt hat. Im Laufe von 5 Jahren sollen unserer Republik etwa 3 Millionen aus diesem Fonds zufließen.

Anwendung der Methoden des trockenen Ackerbaus. Der Hauptnachteil unseres Klimas in bezug auf die Landwirtschaft ist der Mangel an Niederschlägen. Unsere Versuchstationen haben sich schon seit langem die Aufgabe gestellt, diesen Mangel an Niederschlägen durch deren bessere Ausnützung abzuschwächen, was durch verschiedene Maßnahmen auch gelungen ist. Alle diese Maßnahmen sind eben die Methoden des trockenen Ackerbaus; es sind folgende: Frühbrache, Herbstpflügen, Eggen der Winterfaat im Frühjahr, Anhäufung von Schnee auf dem Felde, Verbreitung der Kultur der Hackfrüchte und des Anbaus von gegen die Trockenheit widerstandsfähigen Pflanzen u. a. Besondere Bedeutung gewinnt in letzter Zeit die Verbreitung von Selektionsamen. In dieser Beziehung ist schon viel geleistet worden, und in 1—2 Jahren können alle Bauernwirtschaften mit Selektionsamen versorgt werden.

Einführung von landwirtschaftlichen Gewerben. Wenn wir unsere Landwirtschaft so gestalten, wie oben ausgeführt worden ist, so erhalten wir eine Menge Erzeugnisse, die trotz der vergrößerten Viehzucht in der Bauernwirtschaft nicht verwertet werden können. Auch als Marktware haben solche Erzeugnisse (Wurzeln und Knollengewächse, Erzeugnisse der Viehzucht) keinen Wert, da sie infolge schnellen Faulens einen weiten Transport nicht vertragen. Diese Erzeugnisse könnten

aber einen guten Gewinn abwerfen, wenn sie an Ort und Stelle in wertvollere Produkte verarbeitet würden. Nennenswertes ist in dieser Beziehung schon getan: so haben wir auf Berg- und Wiesen-seite eine Anzahl Käseereien, eine Bekonfabrik in Pokrowsk (an Getreide- und Delmühlen hatten wir noch keinen Mangel) usw. Der weitere Ausbau der landwirtschaftlichen Gewerbe ist direkte Aufgabe der landwirtschaftlichen Kooperation.

In dieser Abhandlung über die Reorganisation unserer Landwirtschaft ließ ich mich hauptsächlich von den Ergebnissen unserer Versuchstationen leiten, die auf manche Fragen zur Organisation unserer Landwirtschaft eine befriedigende Antwort gegeben haben. Dies bestärkt uns in der

Ueberzeugung, daß für die Umgestaltung unserer Landwirtschaft keine unüberwindlichen Hindernisse vorhanden sind, von denen unsere Pessimisten so gerne sprechen.

Mehr Aufmerksamkeit den Bedürfnissen unseres Gebiets, Verständnis und richtige Beurteilung der natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, dies muß als Grundlage der staatlichen Maßnahmen dienen bei der Umgestaltung unserer Landwirtschaft.

Wenn wir alle Möglichkeiten genau erwägen, können wir sagen, daß unser Gebiet kein Land ohne Zukunft ist, sondern eins der wertvollsten Gebiete der Union der Sozialistischen Sowetrepubliken.

## Die Erdbirne.

Von Fr. Bröse, Agronom.

Die Erdbirne (*Helianthus tuberosus*, russisch топинамбур) ist eine Pflanze, die ebenso wie auch ihre Verwandte, die Sonnenblume (*Helianthus annuus*), zu uns aus Amerika eingeführt worden ist. Diese beiden Pflan-



Erdbirne

zen gehören zu der Familie der Korbblütler und sind daher nach ihrer äußeren Gestalt einander sehr ähnlich. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß die

Blätter und der Blütenstand der Erdbirne etwas kleiner sind als die der Sonnenblume. Der Hauptunterschied der beiden Pflanzen besteht jedoch darin, daß die Erdbirne an ihren Wurzeln Knollen entwickelt. Wegen dieser Knollenfrüchte oder Erdbirnen wird die Pflanze auch angebaut, da sie ein gutes Futter für das Vieh liefern.

Da die Erdbirne fast gar keinen oder nur ganz wenig und geringen Samen erzeugt, so vermehrt man sie gleich der Kartoffel durch die Knollen. Die Erdbirne stellt viel weniger Ansprüche an den Boden als die Kartoffel. Sie gerät auf allen Bodenarten, nur ist der Ertrag auf schweren lehmigen Bodenarten kein so hoher als auf den andern. Ueberhaupt beanspruchen alle Pflanzen mit Knollenfrüchten lockeren Boden, d. h. solchen Boden, der die Entwicklung der Knollen nicht zu stark durch ihren Widerstand hemmt, der ferner für die Luft leicht zugänglich ist und genügend Feuchtigkeit enthält. Daher sind leichte sandhaltige, lehmhaltige und um so mehr Schwarzerdebodenarten wegen ihrer Durchlässigkeit am geeignetsten für diese Pflanze.

Der Acker für die Erdbirne wird schon im Herbst durch tiefes Umpflügen, etwa 5—6 Werschok tief, vorbereitet. Im Frühling wird nur eine leichte Bearbeitung der Oberfläche ausgeführt. Das Feld wird nur flach umgeackert, um die Saatknochen unterzubringen. Das Setzen der Knöllchen selbst geschieht frühzeitig im Frühling auf dem im Herbst vorbereiteten Felde und reihenweise, wobei man

gerade so verfährt wie auch bei dem Stecken der Kartoffeln, d. h. in ziemlich weit voneinander abstehenden Reihen. Der Abstand zwischen den einzelnen Reihen muß 12 bis 16 Werschof betragen und der Abstand der Pflanzen in den Reihen selbst von 8 bis 12 Werschof. Die Schwankungen in den Reihenabständen und in den Abständen der einzelnen Pflanzen von einander hängen von der Güte des Bodens und den klimatischen Verhältnissen ab. Das Setzen geschieht gleich hinter dem Pfluge her, wobei in eine Furche gesetzt wird und die andere liegen bleibt. Man kann auch die Knollen stecken, indem man die Löcher mit dem Spaten gräbt.

Die weitere Pflege besteht in der Vertilgung des Unkrauts und in dem Auflockern des Bodens, um eine übrige Verdunstung der Feuchtigkeit aus dem Boden zu verhindern. Das Häufeln der Erdbirne bezweckt einerseits die Auflockerung des Bodens um den Stamm der Pflanze und die Erzeugung neuer Schößlinge und Knollen, andererseits wird dadurch dem Stamm eine größere Widerstandsfähigkeit gegen die Wirkung der starken Winde geboten.

Stehen die Pflanzen in den Reihen an manchen Stellen zu dicht, so werden sie ausgezogen und an andere lichtere Stellen verpflanzt. Im ersten Wachstumsjahr erzeugt die Erdbirne ganz wenig Knollen; aber schon vom zweiten Jahr an bildet sie mehrere Stämme, die im Herbst viel zum Gebrauch taugliche Knollen liefern. Die Knollen, oder richtiger die Pflanzen, dürfen nicht durchweg ausgegraben werden, weil ein und dasselbe Feld oder Beet auf

einige Jahre bleiben muß. Von den Wurzeln werden nur die größten Knollen abgenommen, wonach die Wurzel wieder sorgfältig mit Erde zugedeckt wird. Werden die Sträucher durch das Treiben neuer Schößlinge zu dicht verzweigt, so entfernt man die schwächeren Triebe durch Ausschneiden, damit sie die anderen in ihrem Wachstum nicht hindern. Bei einer mittelmäßigen Ernte liefert die Erdbirne einen Ertrag bis 1000, nicht selten auch bis 2000 Pud von einer Dessjatine. Als Futterpflanze und nach ihrem Nährwert steht die Erdbirne der Kartoffel nicht nach. Sie enthält mehr Wasser, aber die Zusammensetzung der Nährstoffe ist bei ihr eine bessere als bei der Kartoffel, was für eine Futterpflanze sehr wichtig ist. Dem Vieh wird sie ebenso verabreicht wie auch die Kartoffel, d. h. zerkleinert, zu 20 Pfund auf 25 Pud Lebendgewicht des Tiers. Außerdem werden von dem Vieh, besonders von den Schafen, die grünen Blätter und Stengel der Erdbirne gern gefressen. Will man die Blätter und Stengel als Grünfutter verwenden, so müssen diese vor dem völligen Trocknen abgemäht werden, obgleich nicht unerwähnt bleiben darf, daß durch das Abmähen der Blätter und Stengel die Ernte der Knollen zum Teil vermindert wird.

Auf diese Pflanze müßte die Bevölkerung unserer Republik mehr aufmerksam gemacht werden, weil der hohe Ernteertrag, der große Nährwert und die Anspruchslosigkeit an die klimatischen und Bodenverhältnisse es erwünscht erscheinen lassen, daß man dieser Pflanze eine Stelle in unserer Landwirtschaft einräumt.

## Die Salpeterböden, ihre Entstehung und Verbesserung.

Von J. KOLL, Agronom.

Wenn wir eine spezielle Bodenuntersuchung auf dem Territorium unserer Republik veranstalten, so finden wir so manche Bodenarten vor. Auf der Bergseite finden wir echte Schwarzerde, auch steinigigen Boden u. a.; auf der Wiesenseite kommen hauptsächlich die hellen und dunklen Kastanienböden vor. Hier treffen wir auch die meisten Salpeterböden.

Bevor wir zu diesen übergehen, sei erst ein kleiner Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte des Ackerbodens überhaupt geboten. Die Geologie erzählt uns, daß vor viel Millionen Jahren die Erdkugel eine glühende Masse darstellte, die sich mit der Zeit abkühlte. Bei dem Abkühlen bildete

sich an der Oberfläche eine Kruste, die mit der Zeit immer dicker wurde. Die Oberfläche der Erde war zu allen Zeiten den sog. Verwitterungsprozessen ausgesetzt, d. h. die atmosphärischen Niederschläge samt der Temperatur und den chemischen Kräften wirkten auf die Stoffe der abgekühlten Erde derart ein, daß es im Endergebnis Zersetzungserzeugnisse gab, die bei uns gegenwärtig die sog. Mineralstoffe im Boden darstellen. Nebst den Mineralstoffen enthält unser Ackerboden auch noch andere Stoffe: den sog. Humus, der sich nur aus pflanzlichen und tierischen Körpern bildete. Der Humus besteht also aus halbverwesten organischen Stoffen. Die Ver-

wesung verursacht eine Art Lebewesen (Bakterien). Merken wir uns also, daß unser Ackerboden aus 2 Arten von Stoffen besteht: Mineralstoffen (Nährsalze) und organischen Stoffen. Je nach dem Klima einer Gegend sind auch die Bodenbedingungen verschieden. Im äußersten Norden ist das Klima derart, daß die Zersetzungprozesse im Boden fast gar nicht vor sich gehen können. Weiter nach der nördlichen Zone kommt die gemäßigte Zone, wo das Klima schon milder, d. h. wärmer ist. Hier ist schon genügend Wärme vorhanden, so daß die pflanzlichen Ueberreste durch die Zersetzungprozesse in Humus verwandelt werden können. Die günstigen Verhältnisse für die Humusbildung bestehen jedoch erst im Schwarzerdegebiet. Nach d. Schwarzerdegebiet kommt das Steppengebiet. Zu dem Steppengebiet gehört auch unsere Wolgadeutsche Republik. Das Steppengebiet zeichnet sich durch sonderbare Bodenverhältnisse aus. Hier ist das Klima streng kontinental. Das hat zur Folge, daß der Humus sich ganz zersetzt und somit im Endergebnis in Mineralstoffe verwandelt. Der Humus spielt die Rolle eines Hausvaters im Haushalt des Bodens: er hält die Nährstoffe im Boden zusammen, damit sie durch die Auswaschungsprozesse nicht für die Pflanze verloren gehen. Wenn der Boden genügend Humus enthält, so zerfällt er beim Bearbeiten in erbsenähnliche Schöllchen. Durch die alljährliche Bearbeitung, die Arbeit der Bakterien und durch die Verwitterungsprozesse zerfallen auch die kleinen Schöllchen, d. h. der Humus in den Schöllchen wird mineralisiert. Hier sei unter anderem bemerkt, daß der Humusstoff nicht unmittelbar als Nahrungstoff von der Pflanze verbraucht werden kann, sondern erst durch die von den Wurzeln ausgehende Säure zersetzt, d. h. in Mineralstoff verwandelt wird.

Das bisher Gesagte halte ich für notwendige Vorkenntnisse, um den Leser in die weiteren Geheimnisse der Bodenkunde einleiten zu können.

In diesem Jahr hatte ich die Möglichkeit, die Salpeterböden in unserer Republik näher zu beobachten. Auf Grund der gemachten Beobachtungen habe ich feststellen können, daß die Salpeterböden für das Steppengebiet sehr charakteristisch sind. Laut Untersuchungen von Prof. Tulailow gibt es 2 Hauptarten von Salpeterböden: 1. die böartigen Salpeterböden (злостные солонцы), 2. die sog. „säulenartigen“ Salpeterböden (столбчатые солонцы). Beide Arten konnte ich im Margstädter Kanton vorfinden. Auf die erste Art kommt jedoch eine ganz kleine Fläche. Meine Beobachtungen beziehen sich somit hauptsächlich auf die Wiesenseite.

Was die Bergseite anbelangt, so finden wir dort hauptsächlich die „säulenartigen“ Salpeterböden. Die böartigen Salpeterböden enthalten Salze, die für die Kulturpflanzen sehr schädlich sind.

Die böartigen Salpeterböden haben deshalb überhaupt keinen wirtschaftlichen Wert. Eine Verbesserung hier vorzunehmen, ist ein vergebliches Beginnen. Ganz anders steht es mit den „säulenartigen“ Salpeterböden. Hier ist nicht nur die Eigenschaft der enthaltenen Salze schädlich, sondern ihre starke Konzentration, d. h. die Lösung der Salze ist so stark, daß die Pflanze sie gar nicht aufnehmen kann. Hier sei bemerkt, daß die Lösung der Nährsalze im Boden eine bestimmte Konzentration haben muß. Allzustarke Konzentration der Nährsalze ist schädlich für die Pflanzen, weil dabei die sog. Osmose (das Durchdringen der Nährsalze durch das Wurzelhäutchen) nicht normal vor sich gehen kann. Bei schwacher Konzentration der Nährsalze helfen sich die Pflanzen dadurch, daß sie durch die weitgeöffneten Spaltöffnungen mehr Wasser verdunsten, vorausgesetzt, daß genügend Wasser im Boden enthalten ist. Daß bei den „säulenähnlichen“ Salpeterböden nur die starke Konzentration der Nährsalze die Schädlichkeit verursacht, beweist der Umstand, daß in Jahren, wo viel Regen während des Sommers fallen, das Salpeterland einen überraschenden Ernteertrag liefert; denn die Salze zergehen dann und werden für die Pflanzen zugänglich.

Wie entstehen die Salpeterböden in der Natur? Nehmen wir z. B. unsere Gegend, wo die Bodenverhältnisse derart sind, daß der Humus sich gleich mineralisiert, d. h. in Mineralstoff verwandelt wird. Dank diesen Verhältnissen ist unser Boden reich an Mineralstoffen. Mineralstoffe sind verschiedene Salze, die durch das Bodenwasser aufgelöst werden. In aufgelöstem Zustande werden sie durch die Haarröhrchen nach oben geleitet, wo sie sich allmählich ansammeln und im Endergebnis die „Salpeterplätz“ bilden. „Salpeterplätz“ bilden sich natürlich nicht überall, sondern nur dort, wo das entsprechende Relief vorhanden ist, d. h. wo das Land auf der Anhöhe liegt und nach einer Seite geneigt ist. Der Hauptfaktor ist jedoch das Grundwasser. Auch in Niederungen können „Salpeterplätz“ vorkommen, wenn das Grundwasser flach liegt. Salpeterböden können überall entstehen, wo das Grundwasser nicht tiefer als 2 Meter liegt. Hier ist die Rede natürlich nur von solchen Gegenden, wo die atmosphärischen Niederschläge nicht mehr als 500 mm betragen. Zu solchen Gegenden gehört auch unsere Wolgadeutsche Republik. Die Niederschläge sind hier

zu wenig, um die im Boden aufgelösten Salze in das Grundwasser hinunterzuwaschen, wie das in nassen Gegenden der Fall ist. In trocknen Gegenden ist es ganz anders: die aufgelösten Salze werden durch die starke Verdunstung von der Oberfläche nach oben geleitet. Wenn das Grundwasser flach liegt, steigt es durch die Haarröhrchen nach der Oberfläche, so daß die Salze sich dadurch allmählich ansammeln, und es entsteht dadurch ein „Salpeterplätz“.

Wenn das Relief und die Struktur des Bodens und des Unterbodens so gestaltet sind, daß die Salze migrieren, d. h. von einem Platz zum andern wandern und sich an einem bestimmten Platz ansammeln, so entstehen auch „Salpeterplätz“.

Schreiten wir jetzt an die praktische Seite unserer Aufgabe: Wie können die Salpeterböden ausgenützt und verbessert werden? Und kann man sie überhaupt verbessern? Solche Fragen wird unser praktischer Bauer stellen, der sich für diese Frage jedenfalls schon interessiert hat. Zum Bedauern ist die Frage über die Verbesserung und Ausnutzung der Salpeterböden noch nicht endgültig gelöst. Aber so manches ist doch schon auf diesem Gebiet geleistet. Als Pioniere sind hier die Amerikaner zu bezeichnen, die uns schon jetzt so manche praktische Anweisungen erteilen können.

In den letzten Jahren haben auch unsere Versuchstationen durch ihre Versuche manches geleistet. Durch die Praxis und wissenschaftliche Versuche ist jetzt festgestellt, daß die Salpeterböden auf verschiedene Art und Weise verbessert werden können. Es gibt folgende Verbesserungsmethoden: 1. Wenn man's mit „Salpeterplätzen“ zu tun hat, d. h. wenn die Salpeterböden nicht ausgedehnt sind, so muß man die Plätze mit Stroh und Stallmist bedecken. Durch das Zudecken wird die Ausdünstung von der Oberfläche kleiner, und die Salze werden durch das Wasser hinuntergewaschen. Auf diese Art und Weise kann das Salpeterland im

Laufe von paar (2—3) Jahren brauchbar gemacht werden. 2. Wenn wir eine große Fläche Salpeterland vor uns haben, so kann man durch künstliche Bewässerung das Land auf 2 Arten verbessern: a) durch starke Bewässerung werden die Salze hinunter in das Grundwasser gewaschen. Diese Methode wird angewandt, wenn der Boden und der Unterboden leicht sind (z. B. Sandboden), mit anderen Worten, wenn die natürliche Drainage (Wasserabfluß) vorhanden ist. Wenn der Boden schwer ist (Lehmboden), so können die Salze durch künstliche Drainage (Entwässerung) in das Grundwasser hinuntergeleitet werden. b) Bei der 2. Methode wird das Salpeterland überschwemmt; durch das Wasser werden die Salze in der oberen Schicht aufgelöst. Nach der ersten Ueberschwemmung bildet sich eine neue Schicht von Salzen. Sogleich wird die zweite Ueberschwemmung vorgenommen; dann wird das Salzwasser wieder abgeleitet, usw. Auf diese Weise kann das Salpeterland verbessert werden.

Bei den Bewässerungsmethoden ist der Landwirt großer Gefahr ausgesetzt, das Land nicht zu entsalzen, sondern zu versalzen. Die Praxis kann solche Fälle aufzeichnen. Um dem vorzubeugen, muß erst eine gründliche Bodenuntersuchung veranstaltet werden, bevor wir zu den Meliorationsarbeiten übergehen. Mit anderen Worten — die Arbeit des Technikers und des Agronomen muß hier eng verbunden sein.

Jetzt fragt es sich: Ist es bei uns gegenwärtig unbedingt notwendig, das Salpeterland auszunützen und Kapital hineinzustecken? Im gegenwärtigen Moment gerade nicht, denn vorläufig haben wir noch übriges Land. Aber die Zeit ist nicht fern, wo auch das Salpeterland ausgenützt werden muß, weil es an Land mangeln wird, umsomehr, da das Salpeterland nach Verbesserung große Ernteerträge liefern kann.

## Aus Stadt und Dorf.

### Korrespondenzen.

**Krasnojarsk.** Kanton-Rätekonferenz. Am 27., 28. und 29. Dezember tagte in Krasnojarsk der 5. Kanton-Rätekonferenz. Man war sehr gespannt auf diesen Kongress. Bei der Eröffnung war der

Saal mit Delegierten und Gästen angefüllt. Nach Eröffnung des Kongresses trat zuerst Gen. Bornemann mit einer Begrüßungsrede vom Kanton-Parteikomitee auf und sprach den Wunsch aus, daß

alle Fragen im Sinne der Arbeiter- und Bauernregierung zu Nutz und Frommen der Arbeiter und Bauern gelöst werden möchten. Danach erfolgte die Wahl einer Mandatkommission. Hier trat aber klar zutage, daß eine Spaltung unter den Delegierten herrschte. Die sogenannte Krasnojarer Gruppe, zu der auch einige „hervorragende Männer“ aus den nächstliegenden Dörfern gehörten, wollten ihre dicken Vertreter mit „aller Macht“ betrauen. Ihr Hauptführer war ein „großer alter Revolutionär“, der zu seinem und seiner Anhänger Nutz und Frommen in das Kantonvollzugskomitee gewählt werden wollte. Auch andere aus diesem Block wollten in den Ispolkom gewählt werden. Als es aber ans Stimmen ging, enthielt sich dennoch dieser und jener und stimmte nicht für seinen Mitagenten aus Furcht, er könnte vielleicht dadurch weniger Stimmen bekommen und nicht gewählt werden. Hier sah man, um was es sich eigentlich handelte, nur um sich und die Interessen der Dicken. Die armen und Mittelbauern mit den Parteigenossen aber gingen einmütiger vor und erhielten den Sieg.

Die Arbeit des Kongresses verlief ganz lebhaft und erfolgreich. Man stellte viele Fragen, die alle gut beantwortet wurden. Die Tabaksfrage rief wohl die heißesten Debatten hervor. Dieser Kanton-Rätekongreß und auch die Wahlen in den Krasnojarer Dorfrat haben in diesem Jahr die Parteiorganisation vieles gelehrt, was in der Zukunft als Richtschnur dienen kann.

Nur für die Genossen muß der Weg offen sein, die es ehrlich meinen mit der Sowetmacht! Darum, arme Bauern und Mittelbauern, je stärker Euer Bund ist, desto schwächer sind Eure Feinde, die Feinde der Sowetregierung. Das haltet immer fest in Eurem Gedächtnis!

#### Segment.

**Mariental.** Abrechnungsbericht der Verwaltung der Konsumgenossenschaft. Am 28. Dezember verflossenen Jahres erstattete die Verwaltung der Marientaler Konsumgenossenschaft vor der allgemeinen Versammlung ihrer Mitglieder den Abrechnungsbericht für das Geschäftsjahr 1924 — 1925. Die Versammlung, an der 180 Mitglieder teilnahmen, war gesellig und beschlußfähig. Nach allseitiger Besprechung der Tätigkeit der Verwaltung wurde ihre Arbeit gutgeheißen; nur einige Defekte, die von der Revisionskommission in den Rechnungsbüchern festgestellt wurden, sollen so schnell wie möglich beseitigt werden.

Der Warenumsatz der Handelsunternehmen

bezifferte sich auf 151.704 Rbl. 70 Kop.; die Prozentzuschläge bilden 18.029 Rbl. (13,3 Proz.); die Auslagen betragen 13.448 Rbl. 01 Kop. (9,9 Proz.); Reingewinn hatte die Genossenschaft vom Handel 4.581 Rbl. 70 Kop. und von der Mühle 3.130 Rbl. 50 Kop., zusammen also 7.712 Rbl. 20 Kop. (3,4 Proz.)

Der Warenumsatz vollzog sich durchschnittlich in 17,2 Tagen. Die Frist der Kreditgewährung dauerte durchschnittlich 19,1 Tage.

Den Reingewinn beschloß die allgemeine Versammlung folgendermaßen zu verteilen:

Zum Grundkapital . . . . .	50 Proz.
Prämien auf den Einkaufsrubel . . . . .	25 „
Zu kulturellen Zwecken . . . . .	10 „
„ speziellen Kapitalien . . . . .	10 „
„ einem Fonds für Kooperierung der ärmsten Bevölkerung . . . . .	5 „

Die Verwaltung hofft, daß die Arbeit in Zukunft noch erfolgreicher gestaltet werden kann, da die Mittel allmählich immer mehr anwachsen und das ganze Genossenschaftswesen immer besser auf- und ausgebaut wird.

#### Die Verwaltung.

**Kukkus.** Bitterungsbericht. Wir haben heute schon den 5. Januar, und die Wolga ist noch nicht zugefroren. Das erlebe ich mit meinen 76 Jahren das erste Mal. Die Bauern sprechen schon die Sorge aus, es könne wieder ein armes Jahr geben, zumal der Roggensamen im Herbst bei weitem nicht überall aufgegangen war. Nun erinnere ich mich, daß im Herbst 1880 der Roggensamen fast nirgends aufgegangen war; da aber im Frühjahr 1881 die Witterung sehr günstig war, ging er schön auf und lieferte eine gute, stellenweise sogar sehr gute Ernte. Da 1880 die Ernte sehr schlecht gewesen war, so bekamen die Bauern den Roggensamen von der Regierung, aber sehr spät, so, daß er ja auch zu spät gesät wurde und also auch wenig Hoffnung auf eine Ernte war.

In einer alten Handschrift las ich einst vor Jahren, daß die Wolga zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erst am 12. Januar alten Stils zugefroren ist. In welchem Jahr es gerade war, weiß ich nicht mehr; aber daß es nun über 100 Jahre sind, das ist mir bestimmt im Gedächtnis geblieben.

Die Ansicht, daß sich unser Klima verändert habe, ist also ganz grundlos.

Christoph Schneider.

## Kultur und Natur.

### Die Helden unsrer Zeit.

Von Jakob Stern.

Viel wunderbare Taten melden  
Die Chroniken der alten Zeit  
Von kühnen Reden, tapfern Helden  
Und ihrem schweren Kampf und Streit.

Wohl gegen Drachen und Tyrannen  
Begannen sie den Kampf und Krieg;  
Sie stritten mutig und gewannen,  
Bedeckt mit Wunden, Ruhm und Sieg.

Auch heute noch, in unsern Tagen,  
Gibt's solcher tapferer Helden viel,  
Die mutig in die Schanze schlagen  
Ihr Leben für ein großes Ziel.

Die Wackren sind's, die unerschrocken  
Für Wahrheit kämpfen und für Recht,  
Vom Golde nicht sich lassen locken,  
Umgarnen nicht vom Truggeflecht;

Die sich ums rote Banner scharen  
Für Freiheit und Gerechtigkeit,  
Nicht Leiden scheuend, noch Gefahren,  
Die sind die Helden unsrer Zeit.

### Der „Steinkippel“.

(Steppenmärchen.)

Von E. Ewald.

(Fortsetzung.)

Auf dem „Steinkippel“ bleichen die Knochen der ersten deutschen Kolonisten, die das Ungetüm von drüben in die Steppe gelockt hat zum Vorstoß gegen die freiheitsliebenden Nomaden. Und der weinende Alte kann den Gedanken an diese Ermordeten nicht loswerden. Auf eine Handbewegung tritt ein blonder Jüngling an ihn heran. Der Alte streichelt ihm freundlich das Gesicht und spricht:

„Jahrhunderte sind dahin, und umsonst ist mein Bemühen, umsonst zaubere ich meine Krieger aus der Mutter Erde, umsonst sind ihre wilden Ritte. Die Zeiten sind anders geworden. Sieh dort hinunter: Die Nachkommen deiner Väter haben viel geschafft, und die trockene wilde Steppe liegt besiegt und aufgerissen da; auch drüben auf den Bergen, die lange zuvor mit undurchdringlichem Walde bedeckt waren, auch dort hat man fleißig geschafft und gerungen, und da draußen in ärmlichen Jurten gräbt auch mein Enkel in die Erde und züchtet Schafherden. Und doch sind die meisten

von da draußen, von da unten, von da drüben arm, und der elende Hunger und die Seuche suchen sie oft heim. Jahrhunderte haben die Grenzen verweht, und ich sehe wenig Glückliche unter den vielen Schuftenden, ewig in der Erde Wühlenden. Und die Glücklichen, ein winzig Häufchen, siehst du, schwingen die Knute über alle. Sie schwingen die Knute über die Meinigen in der Steppe, über die Deinigen da unten im Tal und über die da drüben auf den Bergen. Die Zeiten sind anders geworden, laß uns nachdenken, was wir weiter zu tun haben.“

Der „Steinkippel“ verstummt, und die Steppe beginnt ihre nächtliche Musik.

\* \* \*

Punkt zwölf Uhr in der Neujahrsnacht speit der Fuß des „Steinkippels“ ein Dreigespann aus. Ein riesiger Gesell lenkt geschickt steppein. Im Schlitten sitzt ein Hüne in zottigem Pelz und zottiger Müze. In der einen Hand hält er eine Reitpeitsche, in der anderen die Zöpfe zweier hinterher-

schleifender Kerle, eines Barons und eines Pfaffen. Von Zeit zu Zeit haut er den Nachschleifenden über die dicke Felle. Der Kutscher treibt an, und rasend geht es durch Schneeschancen und Sturm in der Richtung nach dem Jaik. Gleich darauf rutscht ein kreischendes Weib mit einem leeren Bocktrog von dem Abhang des Steinkippels in die Tiefe.

\* \* \*

Als die Steppe am klaren Nachmittag hell und durchsichtig dalag, die zitternde Hitze gefallen war, konnte sie es nicht mehr aushalten da unten am Bach, und sie stieg den „Steinkippel“ hinan. Hier oben saß es sich gemütlich beim Strohflechten. Aber oft ließ sie die fleißigen Hände in den Schoß fallen und spähte in die Ferne.

Von ihren Kamerädinnen hatte sie es gehört, daß der Krieg bald ein Ende nehmen müßte und alle Soldaten heimkämen. Und noch mehr hatte sie gehört von dem Hirten des Gutsbesizers da drüben. Der erzählte ihr gestern abend am Bach bei der Tränke, daß man da drüben schon seit einer Woche sehr unruhig sei: der Herr sei seit zwei Tagen plötzlich abgereist und hätte den Weg nach dem Ural eingeschlagen; die anderen benähmen sich auffallend unruhig; das erwachsene Fräulein schlafte Tag und Nacht nicht und sei immer beritten; für die übrigen ständen zwei Dreigespanne immer bereit.

„Das Fräulein schlägt uns nicht mehr mit der Reitpeitsche und grinst ungewöhnlich freundlich.“

Die Steppe ist seit Wochen in großer Bewegung. Tag und Nacht durchstreifen sie berittene Krieger in kleineren und größeren Trupps. Es ist wie vor einem großen Gewitter; die Luft ist so schwül, daß einem schier der Odem stockt; am fernen Horizont hängen brüchige schwarze Wolken, und nach Sonnenuntergang wetterleuchtet's blaugelb über die Ebene, und es riecht nach Schwefel.

„Weißt du was, Strohflechterin? Es gibt bald anderes Wetter... Du wirst bald deinen Fried in den Armen haben. Und weißt du noch was? Die da unten werden wir bald zum Teufel jagen, und du wirst dann ein schönes Kleid bekommen, dein Fried ein Haus und Land, und ihr werdet glücklich leben können.“

Das erzählte der alte Kirgise, und seine Augen strahlten begeistert.

„Auch der graue Steinkippel weiß etwas davon. Gestern abend wars hier oben nicht ganz hell. Die drei, weißt du, saßen bis zum zweiten Hahnenschrei zusammen und hielten Rat; dann schickten sie zwei Rindschafter aus, den deutschen Jungen und die

Tänzerin. Der Junge ritt nach der Wolga hinunter und das Mädchen gen Süden, in die Steppe. Bis jetzt sind sie noch nicht zurück. Die drei waren sehr gut gestimmt und drückten sich immer wieder die Hände. Seit drei Nächten rumort's eigenartig da drin, ich höre Schwertgeklirr, Pferdegestampf, Wiehern und Schnaufen, Hammerschläge, gedämpftes Lachen und Murmeln.“

Und die Strohflechterin sitzt oben auf dem „Steinkippel“, und blühschnell flechten ihre Finger, und sie singt. Manchmal läßt sie die Hände müßig in den Schoß fallen, und ihre großen braunen Fuchsaugen schweifen in den blaugrauen Süden, hinunter zu dem blauen Band über den endlosen dampfenden Feldern, über den vielen Höfen und Dörfern. Ihre Steppenaugen sehen sogar in weiter, weiter Ferne den Wald am Karaman, dort, wo er in die Wolga mündet, in seiner grüngoldgelben Herbstpracht. Räte der Sturm heute von da unten, er würde ihr gewiß die Blätter in den Schoß jagen. Und wieder flücht sie bunte Farben ineinander, und wieder schweifen ihre braunen Augen in die Runde, und sie singt.

Sie singt, wie die Steppe singt von der Steppe urewiger Jugend und Schönheit, von ihrer Fülle und ihrem Reichtum, von ihrem goldenen Grün und zitternder Weite, von sengender Hitze und elendem Hunger, von Knechtschaft und kalten regnerischen Herbstnächten, von harten Kämpfen gegen die Unterdrücker, von Freiheit und Wiederaufblühen, von Frühlingstürmen, Kornrauschen, Blumentanz und goldnem Weizenseggen.

Der Tag sagt dem „Steinkippel“ „Gute Nacht!“ Die Sonne spielt zum letzten Mal in den Haarsträhnen der Strohflechterin; da sprengen die Tänzerin und der Junge den „Kippel“ hinan und verschwinden auf der Spitze.

Erschocken ob dieser unerwarteten Reiter, flüchtet die Strohflechterin ins Tal.

\* \* \*

Gespensterhafte Schatten huschten über die kahlen Stoppelfelder bis zu dem „Steinkippel“ hinauf und drüben herunter in die Steppe. Dann fiel ein Kieselregen, und nun lag die Steppe ganz in Weiß gehüllt da. Von dem „Steinkippel“ aus kann man die ganze Steppe überblicken, und die Bauern pflegen von seiner Spitze Ausschau zu halten nach ihren verlaufenen Pferden und Rindern. Aber heute standen da oben keine Bauern mit Zäumen und Halstern, sondern zwei Rotgardisten. Sie beobachteten schon seit gestern die Züge der schwarzen Schlangen im Osten; sie bemerkten



deren leichteste Bewegungen, deren Näherrücken, jeden Sprung; gleichzeitig unterhielten die Beobachter enge Verbindung mit den hinter dem „Steinkippel“ im Bachtale, in den Schluchten und Gräben versteckten Truppen.

„Ibrahim, guck mal dort nach den dicht nebeneinanderliegenden Hügelgräbern! Die weiße Decke will mir schier die Augen verblenden. Du mit deinen ungesalzenen Augen mußt es ja besser sehen. Mir scheint, die Weißen dort unten machen Anordnungen zum Vorstoß.“

„Ja, Bruder; ich sehe es ganz deutlich.“

In demselben Augenblick erdröhnen kurz hintereinander zwanzig—dreißig Kanonenschüsse. Die Kugeln singen wehmütig über die Steppe; einige bersten oben in der Luft, mächtige weißblaue Rauchwolken bildend; andere fallen vor dem „Steinkippel“, wieder andere hinter ihm nieder. Die auf der Erde plagenden wühlen sich brüllend in den Boden

und sprengen turmhoch Schutt in die Höhe. Aber der „Steinkippel“ bleibt stumm; nur einige Pferde wiehern ängstlich. Da löst sich drüben ein Trupp Reiter vom Schlangenkopf ab und sprengt in schnellem Trab nach der Richtung des „Steinkippels“. An dem Hof des Gutsbesizers angelangt, halten die Reiter an, und nach kurzem Hin- und Herfucheln sehen die auf der Warte stehenden Rotarmisten einen Reiter in langsamem Schritt grade auf sie zukommen.

„Ich will nicht Ibrahim heißen, wenn das nicht die hundsöttische Tochter des Gutsbesizers ist“, meint der Schlichgängige. Und noch ehe er seinen Gedanken ganz ausgesprochen hat, rief's schon vom Fuße des „Steinkippels“ herauf:

„Heda, ihr feigen Sklavenhunde, wer wagt mit mir im Zweikampf? Wem soll ich den Schädel zerschlagen und alle Knochen im Wanst zerbrechen?“

(Schluß folgt.)

## Vor zwanzig Jahren.

(Erinnerungen eines Revolutionärs.)

Von A. d. E.

Seit dem allgemeinen Streit im Oktober wurde unablässig zum Aufstand aufgerufen. Immer häufiger erschienen die Proklamationen: an die Kosaken, an die Arbeiter, an das Heer. Wir hatten mit meinem jungen Genossen Stepanow fast jede Nacht einen neuen Auftrag für unsern Mimio-graphen. Die Versammlungen in der Fiedlerschen Schule wurden fast öffentlich. Es erschienen zwar nur Eingeweihte, aber es ging ohne jegliche Vorsichtsmaßregeln. Und hier zeigte sich auch schon der gänzliche Mangel einer Organisation zu einem einheitlichen Vorgehen. Statt taktische Fragen zu behandeln, erging man sich in widrigen Prinzipienreitereien: wie weit die Soz.-Revolutionäre mit den Soz.-Demokraten gemeinsam gehen werden, und wann und wo man die Waffen gegeneinander richten werde. Man stritt schon um das Fell des noch unerlegten Bären.

Ein jeder versorgte sich mit Waffen auf eigne Faust. Es hielt nicht schwer, sich einen Revolver bei Pitkow zu erwerben. Als bezeichnendes Beispiel für die damaligen Verhältnisse in der Organisation mag folgender Fall dienen. Ueber Finnland war eine größere Partie Revolver aus dem Auslande ange-

formen, und man hatte die Unverfrorenheit, von der Ankunft der Sendung den Genossen telephonisch Mitteilung zu machen. Natürlich wurden die Waffen beschlagnahmt.

Inzwischen wurde die Atmosphäre immer glühender. Man bereitete sich fieberhaft zum Aufstand vor. Im Parke der Petrowskischen Akademie gibt es große Lehmgruben. Dorthin fuhren wir, um uns im Revolver-schießen zu üben.

In der Nacht auf den Freitag (das Datum ist mir entfallen) wurde mit Artilleriefeuer die Fiedlersche Schule zertrümmert, wo sich einige Revolutionäre festgesetzt hatten. Am Sonnabend entstanden die ersten Barrikaden. Unsere Stadtverkäufer brachten die Nachricht, daß einige Stadtteile gesperrt seien. Wir fieberten vor Ungeduld. Unser Geschäft wurde von Revolutionären wiederholt telephonisch aufgefordert, zu schließen, unter Androhung von Gewalt. Endlich wurde es geschlossen, und wir: mein junger Genosse Stepanow, Viktor Heinrich aus der Kolonie Prischib im Süden und ich, mit Dolch und Revolver bewaffnet, die Taschen voll Patronen, begaben uns auf Umwegen zur Twerstkaja. Hier war am Alten Triumphtor eine starke

Barrikade aus Kanalisationsröhren errichtet, die vom Puschkinsdenkmal aus von einer Batterie beschossen wurde. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem Schlitten mit den ersten Toten. Es wäre Wahnsinn gewesen, die Barrikade mit Revolvern gegen Artillerie zu verteidigen, und die Revolutionäre zogen sich hinter die Straßenecken zurück.

Ich fürchtete für das junge Blut meines Freundes Stepanow und drang in ihn, uns zu verlassen, was er erst nach längerem Weigern tat. Am andern Tage schloß er sich auf der Sadowaja einer Gruppe Revolutionäre an, die eine Abteilung berittener Gendarmerie (Häscher, Polizisten) überfiel und in die Flucht schlug.

Von der Twerstkaja begaben wir uns auf die Malaja Bronnaja zu bekannten Kursistinnen, wo wir erst am Abend ankamen, da wir vorsichtshalber große Umwege machen mußten. Hier trafen wir eine Gruppe von Studenten und Kursistinnen, mit denen wir die Nacht in großer Spannung verbrachten. Schauerlich dröhnte der Kanonendonner durch die Straßen. Die Fenster klirrten, die Schilder rasselten. Da brachte jemand die Nachricht, daß ein Regiment sich den Revolutionären angeschlossen,<sup>\*)</sup> daß die Soldaten schon mit den Arbeitern zusammen schloßen. Morgen werde die ganze Garnison mit den Aufständischen gemeinsame Sache machen.

Am Morgen begaben wir uns, etwa zehn Mann an der Zahl, auf die an die Patriarschije Prudy anliegenden Straßen. Hier schlossen sich uns noch etwa 8—10 Bewaffnete an, darunter einige Frauen. Wir begannen, Barrikaden zu errichten. Da das Publikum sich eifrig daran beteiligte, so entstanden diese wie die Pilze aus der Erde. Tore wurden ausgehoben, Wände und Gebäude abgetragen und alles herbeigeschleppt und aufgetürmt. Sogar Telegraphenpfosten wurden abgesägt und verwendet. In einigen Stunden waren 6—8 Barrikaden errichtet und einige Straßen und Kreuzstraßen gesperrt. Aber zur Verteidigung dieser Barrikaden fand sich nur ein kleines Häuflein mit Revolver und Dolch bewaffneter Leute. Wir teilten uns in zwei Gruppen. Bald gab es Geplänkel mit Provokateuren oder Leuten vom Schwarzen Hundert. Ein solcher beschloß uns längere Zeit von einem Kirchtum herab, bis er endlich entdeckt und herab-

geholt wurde. Dann wurde ein Spitz (Spion, Agent der Dchranka) ergriffen und unschädlich gemacht.

Der Tag neigte sich schon. Wir standen mit zwei Kameraden hinter einer großen Barrikade, als plötzlich ein Schuß fiel und eine Kugel in die Barrikade einschlug. Zwei Quartale von der Barrikade entfernt stand eine Kompanie Soldaten, die von einem Offizier befehligt wurde. Diese eröffnete ein heftiges Feuer. Wir hätten sie mit unseren Revolvern gar nicht erreichen können. Daher zogen wir uns in den nächsten Hof zurück. Da die Barrikade nicht verteidigt wurde, so war sie auch bald vom Militär genommen und weggeräumt. Auch für die andern Barrikaden fanden sich keine Verteidiger.

Diese Teilnahmslosigkeit der Bevölkerung, sowie das gänzliche Fehlen einer Organisation, einer Leitung und Führung des Aufstandes machte auf mich einen entmutigenden Eindruck und zeigte mir, daß der Aufstand eine verlorene Sache war.

Am Abend begab ich mich auf großen Umwegen nach Hause, wobei ich den Theaterplatz passieren mußte. Hier war eine Batterie aufgefahren, Wachtfeuer brannten, Offiziere gingen und kamen. Ein Stab schien sich hier zu befinden. Ich ging schnell und holte zwei Vorübergehende ein. Im selben Augenblick schrie auch schon der Wachhabende, wir sollten uns „zerstreuen“, und legte auf uns an. Vor meinen Augen fiel einer zu Boden. Auf der Petrowka kam mir eine starke Patrouille entgegen. Ich verbarg mich in einem Hofe, bis sie vorbei war. Die Straßen waren menschenleer. Ueberall fielen Schüsse. Spät abends kam ich todmüde zu meinen Bekannten, wo ich die Nacht verbrachte.

Die Kaukasische Druschina, eine der besten, behauptete ihre Barrikade noch den nächsten Tag, und nur die Bresnja hielt noch länger stand, bis auch sie der aus Petersburg angekommenen Garde zum Opfer fiel. Noch tagelang dauerte dort der Kanonendonner fort, und die aufsteigenden Rauchsäulen gaben Kunde von der Tragödie, die sich da abspielte.

Die triumphierende Reaktion übte grausame Rache. Zu Dutzenden wurden die Eisenbahner standrechtlich erschossen. Tagelang wurden die Menschen von der Polizei auf der Straße ausgesucht. Wenn man bei jemand Waffen fand, der wurde auf der Stelle mit seinem eigenen Revolver erschossen.

Es war eben noch nicht das „letzte entscheidende Gefecht“; es war nur der erste Vorstoß, die Probe zur großen Revolution, die dem Absolutismus noch zwölf Jahre Frist gewährte.

<sup>\*)</sup> Das Regiment hatte schon den Gehorsam verweigert und seine Offiziere vertrieben; aber es schlug um, als die Masse erfuhr, daß es auch gegen den Bajuschtsa-Baren gehen sollte.

# Der Staatsverlag der Auton. Sozialistischen Mätereublik der Wolgadeutschen. Verwaltung: Pokrowsk, Kommunarenplatz Nr. 4.

Buchhandlungen in Pokrowsk, Margnadt, Seelmann, Krasny-Kut, Balzer und Saratow.  
Handel mit Büchern, Kanzleibehör., Schreibutensilien und Zubehör für Photographien

## Lehrbücher:

		Rbl.	Kop.
Fr. Bach.	Lesen lesen. Erstes Lesebuch für die deutschen Kinder des Bundes der Mätereublik 3. Aufl. 1906	—	60
Fr. Biegler.	Rechenbüchlein 1. Teil. Erstes Hilfsbuch für den Rechenunterricht in den deutschen Schulen d. S.S.S.R. 2. Aufl.	—	30
Fr. Biegler.	Rechenbüchlein 2. Teil. Zweites Hilfsbuch	—	50
Fr. Biegler.	Rechenbüchlein 3. Teil. Drittes Hilfsbuch	—	65
Fr. Biegler.	Rechenbüchlein 4. Teil. Viertes Hilfsbuch	1	—
Ad. Emich.	Deutsches Lesebuch 1. Teil, für die Schulen der ersten Stufe	—	85
Ad. Emich.	Deutsches Lesebuch 2. Teil	—	85
Kurt Fischer	Unsere Muttersprache. Lehrbuch für den Deutschunterricht 2. Aufl.	—	90
A. Fischer	Zur freien Naturgeschichte des Lesebuch	2	—
Chr. D. Iberg.	Guck in die Welt. Geographisches Lesebuch	1	90
August Dorninger	Mathematik in den Schulen der 1. Stufe. Hilfsbüchlein	—	60
M. B. Wolfson	Abriß der Gesellschaftskunde	1	60
M. Pokrowski.	Kurzer Abriss der russischen Geschichte 1. und 2. Teil	1	60
A. J. Jumenem.	Geschichte der Arbeit	1	51
A. Sücker.	Leitfaden für die physische Kultur unserer Schuljugend	1	—
Fr. Biegler.	Die Zahlendziffern natürlicher Größen	—	30

## Landwirtschaftliche Bücher:

R. R.

## Bücher politischen Inhalts.

R. R.

F. Schneider	Die Baum- u. Strauchweiden ihre Kultur u. tech. Benutzung	—	50
M. Gwanzki.	Die landwirtschaftl. Steuer	—	35
L. Strandt.	Die Schafzucht	—	70
G. Schulmeister	Der Mais	—	32
D. W. Jelpatjewski	Praktische Schweinezucht	—	25
M. Iwanow.	Das Winterforn	—	60
G. Schulmeister	Arbuden, Melonen, Kürbisse und ihr Anbau	—	35
M. Iwanow.	Der Sommerweizen	—	45
S. Hüger.	Die Kultur des Weinstock	—	80
A. Dengert.	Die Kultur d. Kartoffel	—	35
E. Meyer.	Die Entziehung d. Ackerbod.	—	25
J. L. Brotschikow	Die Kräfte des Viehdes	—	8
A. S. S. S.	Von der Kartoffel	—	8
S. Konstantinow	Das Weisforn	—	12
G. Iwanow	Das Kamel	—	6
A. Sasonow.	Das Weisforn	—	10
	Die Hirse	—	8
J. L. Bratschikow	Der Rogg der Pferde	—	8
G. Iwanow.	Das Bauernschaf	—	8
J. L. Bratschikow	Die Maul- u. Aftersucht	—	6
A. Sasonow.	Die Wurzelfrüchte als Feldpfl.	—	10
J. L. Bratschikow	Der Milchbrand	—	6
	Die Pest und Rotlauf bei den Schweinen	—	8
G. Horst	ABC d. trockenen Ackerbaues	—	30
Prof. Dr. Lindemann.	Die schädl. Getreide-Znicken	—	70
W. Schütz.	Der Tabak u. seine Kultur	—	15

G. Dummler.	Unsere Emigranten	—	25
B. Hünte.	Politisches ABC	—	50
	Programm und Statuten der R.A.P. (B)	—	25
	Resolution des 12. Parteitags der R.A.P. (B)	—	25
A. Rykow.	Worte in das Dorf	—	5
	Programm und Statuten des R.A.P.	—	10
	Die Kindheit Lenins	—	6
B. Karpiuski.	Was hat Lenin gelehrt	—	6
	Resolutionen des 13. Kongresses der R.A.P. (B)	—	15
Saratow.	Die Rote Armee und die Bauernschaft	—	18
L. J. Simow und B. Rudnew	Schafft landwirtsch. Zirkel	—	5
	Macht der Roten Armee keine Schande	—	5

## Leninbibliothek:

R. R.

W. J. Lenin	Vom Weltweg zur Revolution	—	40
-------------	----------------------------	---	----

## Verschiedene Bücher:

Rbl. Kop.

Dr. A. Böhm und Dr. N. Geminow	Beiträge zur Heimatkunde des Deutschen Wolgagebiets	—	85
Reinhold Paul	Unsichtbare Feinde und Freunde des Menschen	—	65
A. Rothermel	Kleine Geschichten	—	25
E. Chevalier	Der Planetenmars. Kinderaufführungen	—	20
Nikolaj Wessely	Christine Koch. Theaterstück	—	15
Prof. A. N. Glerow	Aus dem Roman „Heimurlaub“	—	8
B. Kasanski	Über die Sonne, den Regenbogen und die Sterne	—	8
G. Hecht	Wissenschaft. Erzählung	—	8
Dr. Sigal	Gesamtbüchlein. Erzählung	—	6
Temjan Bedny	Das Gericht über einen Trunkenbold	—	8
	Ausgewählte Gedichte	—	45

Schulen, Klubs, Bibliotheken und kollektive Organisationen erhalten Rabatt und Kredit. Bei Bestellungen sind 20 Proz. an den Verlag einzuzahlen. Wöchentlich erscheinen im Deutschen Staatsverlage neue Bücher. Interessenten werden kostenlos Preislisten zugeischt.

# Achtung!



Den Lesern der Zeitschriften

## „Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“

wird bekanntgegeben, daß die beiden Zeitschriften vom 1. Januar 1926 vereinigt werden. Das Abonnement auf die „Nachrichten“ und „Unsere Wirtschaft“ auf das Jahr 1926 ist eröffnet.

Die „Nachrichten“ erscheinen wieder 3-mal wöchentlich mit der Beilage

„Gesetz und Leben“.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr . . . . .	4 Rbl. 40 Kop.
für das Halbjahr . . . . .	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr . . . . .	1 Rbl. 20 Kop.
für 1 Monat . . . . .	40 Kop.
Die Einzelnummer . . . . .	4 Kop.

Für das Ausland:

für 1 Monat . . . . .	50 Cent.
für 6 Monate . . . . .	3 Doll.
für 12 Monate . . . . .	5 Doll.

„Unsere Wirtschaft“ wird im neuen Abonnementsjahr wöchentlich erscheinen und dem Verständnis der Bauernleser noch mehr angepaßt sein.

Der Abonnementspreis beträgt:

für das Jahr . . . . .	4 Rbl. — Kop.
für das Halbjahr . . . . .	2 Rbl. 20 Kop.
für das Vierteljahr . . . . .	1 Rbl. 15 Kop.
für 1 Monat . . . . .	40 Kop.
Die Einzelnummer . . . . .	12 Kop.

Für das Ausland:

für 1 Monat . . . . .	50 Cent.
für 6 Monate . . . . .	3 Doll.
für 12 Monate . . . . .	5 Doll.

Bei Bestellung beider Ausgaben zugleich ist der Abonnementspreis:

für das Jahr . . . . .	8 Rbl. — Kop.	für das Vierteljahr . . . . .	2 Rbl. 25 Kop.
für das Halbjahr . . . . .	4 Rbl. 20 Kop.	für einen Monat . . . . .	80 Kop.

Die Jahresbesteller beider Ausgaben, die den Jahresbetrag gleich bei der Bestellung eintragen, erhalten als Beilage das Büchlein des Prof. Ljubomirow „Die ökonomische Lage der deutschen Kolonien des Saratower und Wolster Bezirks im Jahre 1791“.

Die Redaktion.